

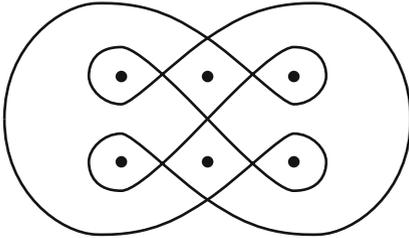
Egon Balas

Der Wille zur Freiheit

Eine gefährliche Reise
durch Faschismus
und Kommunismus

 Springer

Der Wille zur Freiheit



Egon Balas

Der Wille zur Freiheit

Eine gefährliche Reise durch
Faschismus und Kommunismus

Aus dem Amerikanischen von
Manfred Stern

 Springer

Egon Balas
Carnegie Mellon University
Tepper School of Business
Pittsburgh, PA, USA

Übersetzer
Manfred Stern
Halle, Deutschland

Englische Originalausgabe *Will to Freedom – A Perilous Journey Through Facism and Communism*. 2000. Syracuse University Press, © Egon Balas

ISBN 978-3-642-54015-8

ISBN 978-3-642-23921-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-23921-2

Springer Heidelberg Dordrecht London New York

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Mathematics Subject Classification (2010): 01A60, 01A70, 90C05, 90C10

© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2012, Softcover 2014

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 9. September 1965 in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Einbandentwurf: deblik, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem Papier

Springer ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Für Edith

Egon Balas ist Universitätsprofessor und Thomas Lord Professor für Operations Research an der Tepper School of Business der Carnegie Mellon University. Er hat mehr als 200 Artikel in Fachzeitschriften veröffentlicht, darunter Arbeiten mit 50 Koautoren aus zahlreichen Ländern.

Balas erhielt 1980 den Humboldt-Forschungspreis und 1995 den John-von-Neumann-Theorie-Preis, die höchste Auszeichnung in seinem Beruf. 2001 erhielt er als erster Amerikaner die von den European Operational Research Societies (EURO) verliehene Goldmedaille und 2006 wurde er in die Operational Research Hall of Fame aufgenommen. Balas ist Mitglied der National Academy of Engineering der USA und Auswärtiges Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Ihm wurde die Ehrendoktorwürde der Miguel Hernandez Universität (Spanien, 2004), der University of Waterloo (Kanada, 2005) und der Universität Liège (Belgien, 2008) verliehen.

Vorwort zur deutschen Übersetzung

Ich habe dieses Buch in den Jahren 1996–1997 geschrieben und es wurde im Jahr 2000 von Syracuse University Press unter dem Titel *Will to Freedom. A Perilous Journey through Fascism and Communism* herausgegeben. Eine Paperbackausgabe mit demselben Titel erschien 2008 ebenfalls bei Syracuse University Press.

Die rumänische Übersetzung (2002) und die italienische Übersetzung (2004) haben ebenfalls diesen Titel. Die ungarische Übersetzung ist 2002 unter dem Titel *A szabadság vonzásában* erschienen, der sich etwa durch „Im Zauber der Freiheit“ ausdrücken lässt. Der Titel der französischen Ausgabe (2003), *La liberté et rien d'autre*, bedeutet „Die Freiheit und nichts anderes“. Die Veröffentlichung der ungarischen Übersetzung lag zeitlich kurz vor meiner Wahl zum Auswärtigen Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ging – auch aus diesem Grund – mit zahlreichen Rezensionen, Signierveranstaltungen und Interviews in Budapest einher. Der französischen Übersetzung folgten Buchpräsentationen und Diskussionen in Paris und Grenoble sowie ein Artikel und ein Interview in der Literaturbeilage von *Le Monde*.

Ich denke, es ist der Mühe wert, ein paar Worte darüber zu sagen, wie es zur vorliegenden deutschen Übersetzung gekommen ist. Ein lateinisches Sprichwort lautet *Habent sua fata libelli*, Bücher haben ihre Schicksale. Nachdem *Will to Freedom* erschienen war, meinten mehrere meiner deutschen Kollegen, die das Buch gelesen hatten, dass es einem breiteren deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht werden sollte. Sie versuchten deswegen, verschiedene Verlage für eine Übersetzung zu gewinnen. Mehrere Jahre lang blieben diese Versuche erfolglos, offenbar weil der Memoiren-Markt gesättigt war. Dann aber informierte mich im Sommer 2010 mein Freund und Kollege Michael Jünger, dass er die Gelegenheit hatte, etwas länger über mein Buch mit Martin Peters (Springer-Verlag) zu sprechen, der Interesse an einer Lektüre meiner Erinnerungen zeigte. Einige Wochen danach erhielt ich im Namen von Martin Peters eine E-Mail von Ruth Allewelt, in der sie mir mitteilte, dass Springer eine deutsche Übersetzung meines Buches beabsichtigt.

Michael Jünger (Universität zu Köln) war also eine der Schlüsselpersonen beim Zustandekommen der deutschen Übersetzung. Ich habe ihn oben als Freund und Kollegen bezeichnet, aber in Wirklichkeit sind wir beide „wissenschaftliche Verwandte“ im folgenden Sinne. Michael war zu Beginn der achtziger Jahre in Augsburg Promovend bei Martin Grötschel. Dieser wiederum war Anfang bis Mitte

der siebziger Jahre in Bonn tätig und erhielt für seine Dissertation vielfältige Anregungen von Manfred Padberg, der damals in Berlin arbeitete. Die Zusammenarbeit zwischen Padberg und Grötschel führte zu drei bahnbrechenden Veröffentlichungen über die polyhedrale Struktur des Problems des Handelsreisenden. Manfred Padberg wiederum war in der Zeit 1968–1971 mein erster (und berühmtester) Doktorand an der Carnegie Mellon University.

Und jetzt einige Worte zur Übersetzung selbst. Ich freue mich sehr, dass Manfred Stern (Halle a. d. Saale) als Übersetzer gewonnen wurde. Obwohl mein eigenes Deutsch bei weitem nicht perfekt ist, beherrsche ich es ausreichend, um die Qualität eines Textes zu beurteilen, und ich finde die Übersetzung ausgezeichnet. Manfred und ich haben eng zusammengearbeitet – und ich bin kein leichter Kunde, wenn es um Übersetzungen geht: Mein Ziel ist, dass nicht nur die bloße Bedeutung beibehalten wird, sondern auch die Konnotation und die Resonanz dessen, was ich sagen möchte. In den Monaten unserer Zusammenarbeit hatte ich reichlich Gelegenheit, Manfreds Fertigkeiten und seine Erfindungsgabe zu schätzen, auch bei komplizierteren Sachverhalten einen geeigneten Ausdruck zu finden. Dabei half auch der Umstand, dass Manfred Ungarisch kann und somit außer dem englischen Original auch die ungarische Version verwenden konnte, die selbst eine ziemlich gute Übersetzung ist.

Dank für Korrekturen geht an Jürgen Köhler (Hochschule Magdeburg-Stendal) und an Richard Wiegandt (Alfréd-Rényi-Institut, Budapest), ebenso auch an Frank Holzwarth (Springer-Verlag) für ständigen L^AT_EX-Support.

Und schließlich möchte ich hinzufügen, dass wir auch von zahlreichen treffenden Bemerkungen Michael Jüngers und Renate Scheibels (Bonn) profitiert haben, die so freundlich (und so neugierig) waren, die Übersetzung zu lesen.

Pittsburgh, Pennsylvania
Sommer 2011

Egon Balas

Vorwort zur amerikanischen Ausgabe

Dieses Buch erzählt die Geschichte meines Lebens bis zum Zeitpunkt meiner Auswanderung nach Amerika. Es ist eine ungewöhnliche Geschichte für den westlichen Leser; vieles könnte den Eindruck erwecken, es handele sich um einen Roman. Aber dieser Eindruck entsteht nur bei denen, die noch nicht erfahren haben, dass das Leben Ereignisse bereithält, die unwahrscheinlicher sind als alle frei erfundenen Geschichten.

Seit ich mit meiner Familie im Frühjahr 1967 in die Vereinigten Staaten eingewandert bin, forderten mich Freunde in Abständen immer wieder dazu auf, ein Buch wie dieses zu schreiben. Jedes Mal, wenn ich eine Episode aus meinem früheren Leben erzählte – sei es von der ungarischen kommunistischen Untergrundbewegung während des Krieges oder von meiner Verhaftung, von meiner Zeit im Gefängnis und meiner Flucht während der Naziherrschaft oder von den frühen Nachkriegsjahren, in denen ich als rumänischer Diplomat in London tätig war, oder von meinen Jahren der Einzelhaft in einem rumänischen kommunistischen Gefängnis –, immer stellte mir jemand die Frage: „Aber warum schreibst du das nicht auf?“ Bill Cooper, mein damaliger Kollege an der Carnegie Mellon University, war der Erste, der mich dazu drängte. Andere folgten ihm, und bald schloss sich auch meine Frau Edith dieser Aufforderung an.

Viele Jahre hindurch habe ich mich dagegen gestäubt. Ich meinte, dass ich wichtigere Dinge zu tun hätte – meine Forschungsarbeit hatte Vorrang. Ich hatte das Gefühl, meine Aufgabe sei es, neue Sätze zu entdecken und zu beweisen, so lange ich kann. Aber Edith war damit nicht einverstanden. Wichtiger als neue mathematische Ergebnisse, die ich vielleicht noch finden könnte, sei – nach Ediths Meinung – die Vermittlung der universellen menschlichen Erfahrungen, die ich in meinem Leben vor der Emigration in die Vereinigten Staaten gemacht habe. Im vergangenen Jahr gab ich schließlich dem Drängen nach: Hier ist das Ergebnis.

Aber wie steht es mit meinem Leben in Amerika? Ist die Geschichte der letzten dreißig Jahre nicht wert, erzählt zu werden? Oh doch, sie ist es. Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Pittsburgh, Pennsylvania
19. August 1997

Egon Balas

Danksagungen

Ich habe die erste Version dieses Buchs, die beträchtlich länger als die letzte war, zwischen Herbst 1996 und Sommer 1997 geschrieben. Vor allem gelang es meiner Frau Edith, mich davon zu überzeugen, die Sache anzupacken. Nachdem ich begonnen hatte, wurde sie die hauptsächliche Testperson für meine Erinnerungen, und sie war natürlich meine erste Leserin. Ihre aufschlussreichen Kommentare hatten einen großen Einfluss auf meine Arbeit. Meine Töchter Anna Balas Waldron und Vera Koutsoyannis waren meine nächsten Leserinnen. Sie beide und mein Schwiegersohn Sherwood (Woody) Waldron halfen mir, mein Manuskript zu verbessern. Zahlreiche Freunde, Kollegen und andere, die sich für meine Geschichte interessierten, gaben nützliche Kommentare: Susan Mates, Judith Lave, Allan Meltzer, Rina und Julius Youngner, Gissa Weingartner, Karl Weber und Eileen Kiley. Experten auf dem Gebiet der osteuropäischen Geschichte, Politik und Wirtschaft wie István Deák, Robert Levy und Michael Montias sowie zwei anonyme Leser trugen zur Verbesserung der Genauigkeit meines Berichtes bei und gaben mir wertvolle Hinweise. Zusätzliche redaktionelle Verbesserungen kamen von Kenneth Neal und Carol Sowell. Barbara Carlson half mir bei der Erstellung des Personen- und Sachverzeichnisses. Für die Aussagen und Ansichten, die im Buch zur Sprache kommen, bin ich allein verantwortlich.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur deutschen Übersetzung	IX
Vorwort zur amerikanischen Ausgabe	XI
Danksagungen	XIII
Einleitung	XVII
Teil I Juni 1922–April 1945	
1 Kindheit und Jugend	3
2 Im Dienst der Sache	27
3 Untergetaucht	57
4 Verhaftet	77
5 Flucht und Befreiung	105
Teil II Mai 1945–Dezember 1954	
6 Klausenburg nach dem Krieg	137
7 Die Londoner Gesandtschaft	163
8 Vom Gipfel in den Abgrund	187
9 Das Malmezon I	217
10 Das Malmezon II	241
11 Die Folgen	267
Teil III Januar 1955–Juli 1966	
12 Reformkommunist	287
13 Ketzerei und Ausstoßung	307
14 Von der Ökonomie zur Mathematik	329

15	Angehender Emigrant	351
16	Exodus	375
	Epilog	393
	Personenverzeichnis	403
	Sachverzeichnis	409

Einleitung

Das ist die Geschichte der ersten vierundvierzig Jahre meines Lebens. Bei der Lektüre wird sich der Leser vielleicht gelegentlich fragen, wie einem einzigen Menschen so viele außergewöhnliche Dinge widerfahren konnten? Hierauf gebe ich drei mögliche Antworten. Zunächst ist es so, dass alle oder zumindest die meisten Dinge, die ich erlebt habe, auch anderen zugestoßen sind, die zur gleichen Zeit am gleichen Ort waren; ungewöhnlich ist nur, dass ein und dieselbe Person alle diese Vorfälle erlebt hat. Zweitens ist das Leben eines Individuums immer mehr oder weniger unvorhersehbar. Das gilt insbesondere für Zeiten von Krieg oder Revolution, und mein damaliger Lebensabschnitt umfasste beides. Und drittens sind einige meiner Erfahrungen zweifellos auf meine Einstellung zum Leben zurückzuführen, nämlich auf die Tatsache, dass ich meistens die Rolle eines aktiven Teilnehmers bevorzuge, statt als unbeteiligter Zuschauer dazustehen. Würde ich an Astrologie glauben, dann müsste ich sagen, dass ich unter einem sehr günstigen Stern geboren bin; nicht wegen der Dinge, die mir zugestoßen sind – und die oft furchtbar waren –, sondern weil es mir immer irgendwie gelungen ist davonzukommen.

Obwohl meine Geschichte sicherlich die Grundlage für ein literarisches Werk sein könnte, bin ich kein Romanautor, und dieses Buch ist keine Fiktion. Beim Schreiben des Buches tat ich mein Bestes, die Fakten so zu benennen, wie sie sind, und die Ereignisse so zu schildern, wie sie sich abspielten – ohne dabei etwas zu beschönigen und ohne von der Realität abzuweichen. Zu fast allen Episoden meiner Geschichte gibt es Zeugen, die noch am Leben sind, und wo es mir nützlich erschien, habe ich mich an sie gewandt, damit sie meine Erinnerungen bestätigen. Wenn ich mir einiger Details nicht sicher bin, dann erwähne ich es.

Aber wenn es mir beim Schreiben dieser Erinnerungen nicht um den literarischen Erfolg ging, was waren dann meine Motive? Um es einfach auszudrücken: ich wollte Zeugnis ablegen. Ich wollte bezeugen, was geschah und wie es geschah – in der Hoffnung, dabei zu erläutern, warum es geschah. Zwar ist meine Geschichte einerseits einzigartig, aber andererseits ist sie die Kombination vieler typischer Geschichten. Die dreißig Jahre meines Lebens zwischen Mitte der dreißiger und Mitte der sechziger Jahre verkörpern gleichsam das Schicksal einer gewissen Gruppe von Menschen, die während des Kriegs politisch aktiv wurden, um den Nazis Widerstand zu leisten; nach dem Krieg waren diese Menschen unter den Kommunisten politisch aktiv, um eine bessere Gesellschaft aufzubauen; dann entdeckten

sie zu ihrem Entsetzen, dass das System, in das sie eingebunden waren, immer alpträumlicher wurde; sie gerieten in Widerspruch zu diesem System und wurden – mit ganz wenigen Ausnahmen – zerschmettert, in ihrer Persönlichkeit zerstört und ausgegrenzt. Ich zähle mich selbst zu den glücklichen Ausnahmen, deren Leben eine andere Wendung genommen hat.

Die Geschichte jener Jahre zeichnet sich durch schnelle und faszinierende Wendungen der Ereignisse aus. Im Gegensatz hierzu sind die ersten Seiten meiner Erinnerungen nicht so ereignisreich wie die späteren Kapitel, denn ganz am Anfang schildere ich meine Kindheit und gebe einige Hintergrundinformationen. Einige Freunde hatten vorgeschlagen, ich solle lieber mit Episoden beginnen, die den Leser mitreißen und die späteren dramatischen Ereignisse vorausahnen lassen – Kindheitserinnerungen sollten erst an anderer Stelle eingeflochten werden. Ich habe über diesen Vorschlag nachgedacht. Tatsächlich hätten meine Erinnerungen in meiner Gefängniszelle im Malmezon beginnen können – dem rumänischen Gegenstück zur Lubjanka –, wo ich in der Zeit von 1952 bis 1954 insgesamt 745 Tage in Einzelhaft verbrachte und eine Menge Zeit hatte, mein ganzes Leben durchzugehen und zu überdenken. Ich hätte an dieser Stelle meine Kindheit und spätere Ereignisse einschieben können, zusammen mit gelegentlichen Abstechern, wie ich in der Zelle mit meiner Einsamkeit zurechtkam und mein Gefängnisleben organisierte. Die Geschichte hätte auch 1944 mit meiner ersten Verhaftung durch die ungarische Gendarmerie beginnen können, als ich für mehrere Monate verhört und gefoltert worden bin. Anschließend hätte ich Verurteilung, Gefängnis, Flucht und Illegalität beschreiben können – die Zeit, in der das Damoklesschwert ständig über meinem Kopf schwebte. Diese Umstände hätten reichlich Anlass dafür geliefert, in den Erinnerungen noch weiter zurückzugehen, bis zu meiner damals gar nicht allzu lange zurückliegenden Kindheit.

Ich habe einige erstklassige Filme gesehen und einige ausgezeichnete Bücher gelesen – sogar einen hervorragenden autobiographischen Roman –, in denen sich die Handlung in einer Folge von aufblitzenden Bildern der Vergangenheit entfaltet, an die zu einem späteren Zeitpunkt erinnert wird, wobei auch nachfolgende Ereignisse eingestreut werden. Manche dieser Filme und Bücher haben mir sehr gefallen, aber nicht deswegen, weil sie in der Zeit hin und her sprangen – ich muss eher sagen, dass sie mir trotzdem gefallen haben. Ich stelle den künstlerischen Wert solcher Techniken nicht in Abrede und bin mir der Tatsache bewusst, dass diese Herangehensweise für viele Zuschauer oder Leser ein attraktiverer Weg ist, sich in eine Handlung zu vertiefen. Dennoch meine ich, dass ich meine Lebensgeschichte nach meinem eigenen Geschmack darlegen muss, nicht nach dem Geschmack von anderen. Ich bevorzuge es, die Dinge mehr oder weniger in der Reihenfolge zu erzählen, in der sie sich abgespielt haben.

Aber nun lassen Sie mich mit der Geschichte anfangen.

Fotos

Boriska um 1919
Ignác und Egon um 1926
Egon im Sommer 1927
Egon im Juni 1941
Bobi um 1943
Egon 1946
Edith 1946
Zusammen in England, Anfang 1949
Sanyi Jakab um 1949
Egon und Edith im Jahr 1950
Anna (rechts) und Vera vor Egons Freilassung 1954
Egon mit Anna und Vera Ende der fünfziger Jahre
Egon im Jahr 1985
Edith, Egon und Anna im Jahr 1998
Edith, Anna und Vera im Jahr 1998
Egon und seine drei Enkelsöhne im Jahr 1998

Teil I
Juni 1922–April 1945

Ich bin am 7. Juni 1922 als ältester Sohn von Ignác (Ignatius) Blatt und Boriska (Barbara) Blatt, geb. Hirsch, auf die Welt gekommen; geboren wurde ich in eine Mittelstandsfamilie ungarischer Juden in Siebenbürgen (Transsilvanien), das 1918 die nordwestliche Provinz Rumäniens wurde. Die ersten zwei Jahrzehnte meines Lebens verbrachte ich in der Provinzhauptstadt, die auf Rumänisch Cluj, auf Ungarisch Kolozsvár und auf Deutsch Klausenburg heißt.

Transsilvanien ist im Westen hauptsächlich durch Bram Stokers *Dracula* bekannt. Zwar bieten die (häufig als Östliche Alpen bezeichneten) Karpaten, die Siebenbürgen im Norden, Osten und Süden umgeben, einen angemessen furchterregenden Hintergrund für eine Vampirgeschichte, jedoch hat Stokers Roman keinerlei Wurzeln in der örtlichen Folklore – Vampire sind dort unbekannt. Der Name Transsilvanien ist lateinischen Ursprungs und bedeutet „das Land jenseits der Wälder“. Am Anfang der Christlichen Zeitrechnung bildete Transsilvanien einen Teil von Dakien (lat. Dacia), dem Königreich auf beiden Seiten der Karpaten, dessen Eroberung durch die Römer zu Beginn des zweiten Jahrhunderts in den Flachreliefs der Trajanssäule in Rom so lebendig porträtiert wird. In meiner Heimatstadt, deren römischer Name Napoca war, gibt es zahlreiche Ruinen einer Festung aus jenen Zeiten. Die Römer zogen sich nach einhundertsechzig Jahren aus Dakien zurück und sollten niemals wiederkehren. Aber sie hinterließen der ortsansässigen Bevölkerung ein wunderbares Geschenk: Jahrhunderte später sprachen die walachischen Stämme, die in dem Gebiet lebten, eine Sprache, deren lateinischer Ursprung ganz offensichtlich ist. Ihre Grammatik und ihr Vokabular stehen dem Lateinischen mindestens ebenso nahe wie das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische.

Wenig ist über die Geschichte meiner Heimatregion in der Zeit zwischen dem Abzug der Römer und dem Ende des ersten Jahrtausends bekannt, als die Magyaren aus Zentralasien kamen und sich in den Ebenen der ehemaligen römischen Provinz Pannonien im Westen von Siebenbürgen niederließen. Ihr König Stephan (der ein christlicher Heiliger wurde, weil er sein Volk taufte) gründete ein Reich, das als Ungarn bekannt wurde und dessen Grenzen auch Siebenbürgen einschlossen. Als Ungarn im fünfzehnten Jahrhundert unter König Matthias dem Gerechten

eine bedeutende europäische Macht mit Budapest als einem wichtigen Zentrum der Weltkultur wurde, erlebten Siebenbürgen und seine Hauptstadt Klausenburg eine Blütezeit. Matthias selbst stammte aus Siebenbürgen; er wurde in meiner Heimatstadt in einem Haus geboren, an das ich mich gut erinnere, da man es zu einem kleinen Museum umgestaltet hatte, das ich häufig besuchte. Die „Brüder von Klausenburg“, die im frühen fünfzehnten Jahrhundert die berühmte Statue des heiligen Georg in Prag geschaffen hatten, waren weltbekannte Künstler.¹ Eine Kopie der Statue steht auf einem öffentlichen Platz meiner Heimatstadt.

Zwischen der Zeit von König Matthias und dem späten 19. Jahrhundert hatte Siebenbürgen eine stürmische Geschichte. Ungefähr hundertsechzig Jahre lang war es unabhängig; danach wurde es als Teil des Habsburger Reiches wieder in Ungarn eingegliedert, wenn auch mit einem Sonderstatus. Während dieser Zeit durchlief es eine beträchtliche Entwicklung, einschließlich einer gewissen Industrialisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch kulturell erlebte Siebenbürgen eine Blütezeit. In meiner Heimatstadt wirkten einige weltbekannte Wissenschaftler, darunter die beiden berühmten Mathematiker Bolyai (Vater und Sohn). Der Sohn, János (Johann) Bolyai, schuf um 1820 die erste nichteuklidische Geometrie. Um 1900 entdeckte der Mathematiker Gyula (Julius) Farkas, Professor der Universität Klausenburg, einen berühmten Satz, das nach ihm benannte Farkas-Lemma, das nach dem Zweiten Weltkrieg dazu beitrug, die Grundlagen der linearen Programmierung² zu legen.

Das Rumänien, das nach dem Ersten Weltkrieg entstand, erbte Siebenbürgen, das Banat und die Bukowina von der k. u. k. Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, Bessarabien von Russland und die Süddobrudscha von Bulgarien. Die Bevölkerung Rumäniens überschritt die sieben Millionen und wurde damit mehr als verdoppelt. Es gab zahlenmäßig große Minderheiten, darunter fast zwei Millionen ethnische Ungarn, neuhunderttausend Juden, ungefähr achthunderttausend Deutsche, außerdem Zigeuner, Griechen, Türken, Bulgaren und Ukrainer.

In meiner Kindheit war Cluj-Kolozsvár-Klausenburg eine Stadt mit ungefähr einhundertzehntausend Einwohnern, etwa die Hälfte von ihnen Ungarn und ungefähr ein Drittel Rumänen. Die Juden bildeten etwas mehr als ein Zehntel der Einwohner und es gab einige tausend Deutsche und Zigeuner. Klausenburg war eine ziemlich malerische Stadt mit mitteleuropäischem Flair, im Tal des Flusses Someş (Szamos auf Ungarisch), teils auf Hügeln gebaut, die einen herrlichen Ausblick boten. Auf dem größten Platz stand die schöne katholische Kirche St. Michael aus dem dreizehnten Jahrhundert; außerdem gab es in der Stadt eine ziemlich neue griechisch-orthodoxe Kathedrale, mehrere protestantische Kirchen und mindestens drei Synagogen. Es gab eine ausgezeichnete Oper, ein Ballett, ein Sinfonieorchester und zwei Theater, ein rumänisches und ein ungarisches. Die Universität war wegen ihrer Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften ebenso bekannt wie die Medizinische Universität und deren Kliniken. In dem schönen Stadtpark befand sich ein See mit weißen Schwänen. Im Sommer konnten man dort rudern und im Winter Schlittschuh laufen. Die Stadt hatte einen reich ausgestatteten prächtigen

¹ Dieses Werk der Brüder Georg und Martin von Klausenburg, das bronzenes Reiterstandbild des heiligen Georg, befindet sich auf der Prager Burg.

² Auch als lineare Optimierung bezeichnet.

botanischen Garten. Es gab ein großes Freibad mit zwei Schwimmbecken und in einem Teil des Kanals, der durch das Gelände verlief, konnte man ebenfalls schwimmen. Es gab zwei Fußballstadien und drei Tennisanlagen. Die Stadt war auch ein Industriezentrum mit der größten Schuhfabrik in Südosteuropa, einigen kleineren Textilfabriken, einem mittelgroßen Stahlwerk, mehreren metallurgischen Werken und einer Tabakfabrik. Der Personenverkehr erfolgte mit dem Bus – das Auto war ein Luxusgegenstand, den sich nur wenige leisten konnten. Man konnte auch in Pferdedroschken fahren.

Da meine Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten alle starben, bevor ich mich für meine Familiengeschichte interessierte, beschränkt sich mein Wissen über sie auf meine frühen Erinnerungen und auf das, was ich in den Gesprächen am Familientisch erfuhr – als es diesen noch gab. Meine Großeltern väterlicherseits – Mór (Moritz) Blatt und Fanni, geb. Farkas – lebten in dem Dorf Şintereag (Somkerék auf Ungarisch), unweit von Bistrița (Beszterce, Bistritz), wo Bram Stoker Graf Draculas Schloss entstehen ließ. Mein Großvater war mit einem Grundbesitz von ungefähr 50 Morgen der vermögendste unter den verschiedenen kleinen Landeigentümern des Dorfes. Es handelte sich hauptsächlich um Ackerland, aber auch ein Weinberg und ein Obstgarten gehörten dazu. Großvater hatte etwa fünfzehn bis achtzehn Rinder und vielleicht hundert Schafe. Er beschäftigte ziemlich viele Landarbeiter, einen Schäfer und mehrere Diener im Haus. Von Mitte März bis Mitte November stand Großvater jeden Morgen zwischen halb vier und vier Uhr auf und beaufsichtigte persönlich alle Arbeiten. Meine Kindheitserinnerungen an ihn – wir waren üblicherweise zu jedem Passahfest auf dem Gut und ich verbrachte dort auch manche Sommerferien – sind jene eines starken Mannes, der wild dreinschaute, wenn er wütend war (was oft vorkam), wobei seine Augen funkelten. Er war Jäger und lief gerne mit seinem Gewehr herum. Meine Großmutter war eine sehr ernsthafte Frau mit einem wissbegierigen Verstand, und sie fragte mich immer, was ich in der Schule gelernt habe. Im Gegensatz zu den meisten städtischen Juden von Transsilvanien hatten sich meine Großeltern nicht in die ungarische Kultur assimiliert. Sie sprachen Jiddisch miteinander, mit ihren Kindern und mit den anderen Juden des Dorfes, obwohl sie Ungarisch (vor 1918) und Rumänisch (nach 1918) in ihren Kontakten mit den Behörden und beide Sprachen bei ihrem Umgang mit den ortsansässigen Bauern verwendeten. Sie waren orthodoxe Juden und die Religion war wesentlicher Bestandteil ihrer Lebensweise. Während für meinen Großvater die Religion ein Komplex von Ritualen und Regeln war, deren tiefere Bedeutung ihn nicht zu beschäftigen schien, interessierte sich meine Großmutter für den Talmud (eine Sammlung uralter jüdischer Überlieferungen), über den sie auch einiges wusste. Sie forderte mit Nachdruck von sich selbst und von allen anderen um sie herum die Befolgung religiöser Bräuche. Sie war eine äußerst willensstarke Frau. Im Familientratsch hieß es, dass zwar mein Großvater die Flinte hatte und wild herumbrüllte, wenn ihn die Wut packte, dass sich aber meine Großmutter mit ihrem Willen und ihrer Klugheit üblicherweise in wichtigen Angelegenheiten durchsetzte.

Mein Vater hatte zwei jüngere Brüder: David und Elek (Alec). Der jüngste Bruder, Elek, der ihm sehr nahe stand, war der Einzige, der eine Universität besuchte, und es hieß, er sei ein kluger Kopf gewesen. Er studierte Jura, und anhand der umfassenden Bibliothek, die er hinterließ (er starb in Budapest an einer Blutvergiftung,

als ich sechs Monate alt war), kann man schlussfolgern, dass er ein tiefes Interesse an Politik und Philosophie hatte. Nach einer Familienüberlieferung beschrieb Joseph Fischer, der damals führende Rechtsanwalt Transsilvaniens, Elek als jemanden, den man nie als Gegner haben sollte, da sein Verstand so scharf wie eine Rasierklinge sei.

Mein Vater besuchte keine Universität. Er war der älteste Sohn und half meinem Großvater einige Zeit lang, das Gut zu verwalten. Aber bald begann er mit dem Rinderhandel, der während des Ersten Weltkriegs ein ziemlich lukratives Geschäft wurde und ihm einiges Geld einbrachte. Nach dem Krieg, als Siebenbürgen an Rumänien fiel, tat er sich mit seinem Bruder Elek zusammen, und sie gingen ins Bankgeschäft. Einige Jahre lang waren sie erfolgreich, und mein Vater wurde als reicher Mann angesehen, als er 1919 heiratete. Aber am Ende des Jahres 1922, in dem ich geboren wurde, war Onkel Elek tot. Auf sich allein gestellt war mein Vater nicht mehr erfolgreich, und als ich sechs Jahre alt war, ging er bankrott. Er verlor alles. Von da an lebte unsere Familie von einem sehr schmalen Geldbeutel.

Meine Mutter hatte einen ganz anderen familiären Hintergrund. Ihre Eltern – Vilmos (Wilhelm) Hirsch und Regina (geb. Grüner) – lebten in Dej (Ungarisch: Dés), einer Stadt mit etwa vierzigtausend Einwohnern, wo mein Großvater Direktor der örtlichen Zweigstelle einer Bank war. Sie waren städtische, assimilierte Juden, die Ungarisch sprachen und niemals Jiddisch; sie hielten sich mehr oder weniger flüchtig an ihre religiösen Vorschriften. Ich erinnere mich an meinen Großvater als einen gut gekleideten Herrn mit tadellosem Auftreten; es war immer ein Genuss, sich mit ihm zu unterhalten, und es war bekannt, dass er jeden mit „Güte“ behandelte. Meine Großmutter war eine gepflegte Frau, die im Alter von mehr als sechzig Jahren immer noch attraktiv aussah; früher war sie eine Schönheit mit einem Puppengesicht.

Meine Mutter Boriska und ihre jüngere Schwester Pirike hatten keine sehr glückliche Kindheit und Jugend. Ihre hübsche, kokette ältere Schwester Erzsike und ihr jüngerer Bruder Pali waren die Lieblinge meiner Großmutter und die zwei mittleren Schwestern fühlten sich fast wie Stieftöchter. Nachdem Erzsike verheiratet worden war, war mein Vater Ignác zur Stelle und begann, Boriska den Hof zu machen. Meine Mutter war etwa zweiundzwanzig und Ignác fast fünfunddreißig. Schnell gewann er Boriskas Achtung, nicht jedoch ihre Liebe. Sie hatte intellektuelle Ambitionen, liebte Musik, spielte Klavier, war eine eifrige Leserin, diskutierte mit Vorliebe über zeitgenössische Romane und wäre gerne auf Reisen gegangen. Ignác teilte keine dieser Leidenschaften, versprach aber, ihr diese zugänglich zu machen. Boriska hätte gerne auf ihre Jugendliebe gewartet, aber der junge Mann war in der Armee. Abgesehen davon, dass sie sich schon lange nicht mehr getroffen hatten, verfügte der junge Mann über keinerlei finanzielle Mittel und konnte deswegen keine Familie gründen. Andererseits übten die Eltern meiner Mutter einen ziemlich starken Druck aus, damit sie „ja“ zu meinem Vater sagt. Schließlich war Ignác trotz seines ländlichen Hintergrunds und seiner mangelnden Stadterfahrungen ein sehr gut situerter Mann in einer Position, die ein sicheres und wohlhabendes Zuhause bieten würde. Das Wichtigste war jedoch, dass er offensichtlich in Boriska verliebt war: Er erklärte, dass er keinerlei Mitgift wolle, was für die Familie eine gewaltige Entlastung bedeutete. Also ging Boriska, wie damals zahlreiche andere Mädchen, auf eine Ehe ein, die oberflächlich viele der wünschenswerten Zutaten hatte, der aber das Gefühl einer leidenschaftlichen Liebe fehlte.



Abb. 1.1 Boriska um 1919



Abb. 1.2 Ignác und Egon um 1926

Das junge Paar zog nach Klausenburg, wo mein Vater in „guter Umgebung“ ein schönes Haus in einer ruhigen Straße kaufte, ganz in der Nähe des Stadtparks, in dem sich auch ein See befand. In diesem Haus wurde ich, Egon Blatt, geboren und aufgezogen. Ich habe relativ wenige Erinnerungen an meine frühe Kindheit. Als ich dreieinhalb Jahre alt war, bekamen meine Eltern einen zweiten Sohn, Robert („Bobi“). Ich dürfte über die Ankunft meines Bruders wenig begeistert gewesen sein: Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, dass man mich einmal zur Strafe in die dunkle Waschküche im Keller einsperrte, weil ich nicht zuließ, dass meine Mutter den kleinen Bobi stillte. Aber später bin ich mit meinem Bruder sehr gut ausgekommen, besonders auch deswegen, weil er in allen möglichen Ballspielen hervorragend war.

Als ich sieben war, schickten mich meine Eltern in die Grundschule Nummer 7, eine der besseren rumänischen staatlichen Schulen. Sie hätten mich auch in eine ungarische Konfessionsschule schicken können – Ungarisch war ja schließlich meine Muttersprache – oder in die jüdische Grundschule, in der die Lehrer ein sehr rudimentäres Rumänisch mit ungarischem Akzent sprachen, wie sie es als Erwachsene gelernt hatten. Dort wäre meine Unkenntnis des Rumänischen nicht weiter aufgefallen. Aber meine Eltern wollten, dass ich die Amtssprache richtig erlerne, und sie hatten das Gefühl, dass ich an einer staatlichen Schule eine bessere Ausbildung erhalten würde. Sie hatten Recht – die staatliche Schule war viel besser. Um



Abb. 1.3 Egon im Sommer 1927

mich auf den Schock vorzubereiten, plötzlich in eine Rumänisch sprechende Umgebung zu kommen, stellten meine Eltern ein junges Mädchen ein, das mich in der Sprache während des Sommers unterrichten sollte, bevor die Schule begann. Das half ein bisschen, aber in den ersten drei Jahren tat ich mich beim Lernen gar nicht hervor. Die Lehrerin, Frau Wild, war eine sehr strenge ältere Dame, für die Disziplin an erster Stelle stand. Als sie mich einmal dabei erwischte, dass ich mit meinem Nachbarn redete, während sie unterrichtete, verließ sie das Katheder, kam zu meiner Bank und schlug mich mehrmals auf die Schultern und den Nacken. Es war keine Überraschung, dass meine Zeugnisse mehr Kritik als Lob enthielten. Das war doppelt unangenehm, weil ich auch keine guten Leistungen bei den Privatlehrern aufweisen konnte, die mein Vater einstellte, um mir Religionsunterricht zu erteilen.

Meine Eltern hatten in religiösen Fragen vollkommen unterschiedliche Auffassungen: Mein Vater wuchs in einer orthodoxen Umgebung auf, meine Mutter hingegen in einer assimilierten Familie, in der sie sich durch Lektüre die Werte der Aufklärung, der Philosophie des Rationalismus im Europa des 18. Jahrhunderts zu eigen machte. Meinem Vater zuliebe befolgte sie die rituellen Vorschriften, deren Einhaltung er forderte, aber sie tat es widerwillig und ohne Überzeugung. Was mich anging, erwartete mein Vater, dass ich viel bete. Ich sollte hebräische Texte lesen, deren Bedeutung ich nicht verstand, die Gebetsriemen jeden Morgen anlegen, an Feiertagen in die Synagoge gehen und stundenlang mit ihm beten, während die anderen Kinder draußen im Hof spielen durften. Von Anfang an hatte ich eine Abneigung gegen diese Rituale, später lehnte ich sie als töricht und sinnlos ab und schließlich konnte ich sie nicht mehr ausstehen. Meine Mutter versuchte, meinen Widerstand zu mildern; sie argumentierte, dass es nicht darauf ankäme, was ich glaube – ich solle diese Dinge meinem Vater zuliebe tun, da sie für ihn so wichtig seien und da er mich so sehr umsorge. Ich ging ungern und nur äußerst widerstrebend darauf ein. So ist es nicht verwunderlich, dass mich meine Religionslehrer – es waren mehrere, denn keiner hielt es länger als ein paar Wochen aus – ständig tadelten. Die Schulzeugnisse schienen jetzt die Einschätzung der Religionslehrer zu bestätigen: Ich war entweder unfähig oder nicht willens, irgendetwas zu lernen oder mich disziplinarisch unterzuordnen. Mein Vater war natürlich ziemlich aufgebracht und meine Mutter musste alle ihre diplomatischen Fähigkeiten aufbieten, um mich vor einer gründlichen Tracht Prügel zu retten. In der vierten Klasse, meinem letzten Jahr an der Grundschule, wendete sich mein Schicksal zum Besseren. Wir bekamen eine neue Lehrerin, Frau Zimberiu, die Frau des Direktors. Sie war eine urteilsfähige Frau, die sich klar ausdrückte und deren Interessen über disziplinarische Probleme hinausgingen; ihr Hauptanliegen war es, uns nützliche Dinge beizubringen. Meine Lage änderte sich mit einem Schlag. Von da an brachte ich ausgezeichnete Zensuren nach Hause und meine Eltern wurden davon überzeugt, dass sie ein ungewöhnlich intelligentes Kind hatten. Ich hatte mir endlich etwas Respekt verschafft.

Während meiner ersten Schuljahre änderte sich unser Haushalt radikal. Wie schon erwähnt, meldete mein Vater Bankrott an und unsere Familie verlor alles mit Ausnahme des Hauses, in dem wir wohnten. Das waren die frühen Jahre der Weltwirtschaftskrise und die Zeiten waren ungünstig für jedes neue geschäftliche Unternehmen, ganz zu schweigen von Unternehmen ohne Kapital. Mein Vater

hätte sich nach einer Arbeit umschauchen können, was er ja vielleicht auch tat, aber er fand keine. Stattdessen begannen meine Eltern mit massiven Einsparungen. Mein Bruder und ich hatten ein Kindermädchen, das entlassen wurde. Dem Koch wurde gekündigt. Unsere Familie zog sich auf zwei Zimmer zurück (Schlafzimmer und Kinderzimmer), und wir behielten das Badezimmer. Der Rest des Hauses – mehrere Zimmer im Erdgeschoss, Kellerzimmer für Hausangestellte und sonstige Räume – wurde vermietet. Einige der Kinder unserer Mieter wurden meine ersten Spielkameraden. Ein junger Zimmermann, der eines der Kellerzimmer mietete, brachte mir das Fahrradfahren bei. Ein halb ungarischer, halb deutscher Schuster, der ein anderes Zimmer im Kellergeschoss mietete, entpuppte sich später als gefährlicher Schachspieler, der mich viele Jahr lang schlug, sogar nachdem ich einer der besten Spieler meiner Klasse geworden war.

Meine Eltern betrachteten diese Maßnahmen als zeitweilig, aber – wie die Franzosen sagen – *c'est le provisoire qui dure* (was provisorisch ist, dauert lange) und wir lebten insgesamt elf Jahre unter diesen Bedingungen. Die einzige Veränderung kam, als ich im Alter von fünfzehn Jahren die Unterstufe abschloss: Ich bekam ein eigenes Zimmer, das wir von da an nicht mehr vermieteten. In all diesen Jahren war das Geld, das durch die Vermietung hereinkam, das Haupteinkommen unserer Familie. Aber es reichte nicht und gegen Ende der dreißiger Jahre musste mein Vater das Haus verkaufen.

Unterdessen versuchte mein Vater mehrere Male, eine Erwerbstätigkeit zu finden. Für eine Weile übernahm er die Verwaltung des großväterlichen Gutes, verbrachte die meiste Zeit in Somkerék und kam nur jedes zweite Wochenende nach Hause. Allem Anschein nach machte er seine Arbeit gut: Er errichtete einen Milchbetrieb, kaufte eine moderne Ausrüstung zur Herstellung von Butter und Käse und verkaufte die qualitativ hochwertigen Erzeugnisse überall in der Region. Aber er kam nicht immer mit meinem Großvater aus und der alte Mann bevorzugte die Gesellschaft seines jüngeren Sohnes David, den er viel leichter im Griff hatte. Außerdem hatte David sechs Kinder, lebte in tiefer Armut und verrichtete nur niedrige Arbeiten. Nach ungefähr einem Jahr wurde entschieden, dass David – weil er an größerer Not litt – die Leitung des Bauernhofes übernehmen sollte. Mein Vater wandte sich dann anderen Unternehmungen zu. Eine Zeit lang tat er sich mit einem Chemiker zusammen und gründete in unserem Haus eine kleine Margarinefabrik, in der die beiden die einzigen Arbeiter waren; aber nach ungefähr einem Jahr ging auch diese Sache Pleite. Danach schloss sich mein Vater mit zwei Brüdern zusammen, die wie er selbst einige Sachkenntnis von ländlichen Produkten hatten. Sie eröffneten einen Eiergroßhandel: Sie kauften von den Bauern die Eier auf und lieferten sie an Kleinhändler. Meiner Meinung nach lief auch dieses Unternehmen nicht viel länger als ein Jahr.

Meiner Mutter gelang es, eine Arbeit als Kassiererin im örtlichen Stahlwerk zu finden, als ich acht oder neun war. Es war eine harte, unangenehme Arbeit, und meine Mutter hatte eine sehr lange Arbeitszeit. Sie war immer erschöpft, wenn sie nach Hause kam, aber unsere Familie brauchte das Einkommen dringend. Sie arbeitete zwei oder drei Jahre, und der Verlust ihrer Arbeitsstelle war ein solcher Schlag für sie, dass sie versuchte, Selbstmord zu begehen. Das war damals unbegreiflich

für mich, aber später verstand ich, dass der Verlust der Arbeit nur der Auslöser für die verzweifelte Tat war, deren eigentliche Ursache in einem allgemeineren Gefühl der Niedergeschlagenheit lag. Es geschah an einem Nachmittag, als mein Bruder und ich zu einer Geburtstagsfeier eingeladen waren. Meine Mutter sah uns an, bevor wir gingen, dann nahm sie mich beiseite und bat mich, ihr zu versprechen, dass ich mich um Bobi kümmern und ihn schützen würde. Ich verstand nicht, was sie damit meinte. Ich sagte ihr, dass wir vorhätten, Freunde zu besuchen; dort würde es keine Schlägerei geben und Bobi würde meinen Schutz gar nicht benötigen. Sie sagte, dass sie nicht nur an diesen einen Nachmittag denke; dass ich der größere und stärkere Bruder sei und Bobi meinen Schutz brauche. Ich war noch immer durcheinander, habe ihr aber natürlich versprochen, Bobi zu schützen. Als wir am Abend heimkamen, konnten wir im Haus ein merkwürdiges Kommen und Gehen beobachten. Meine Mutter war krank und durfte nicht gestört werden. An den Mienen der Anwesenden merkte ich sofort, dass etwas Ernstes geschehen war. Den vielen verstohlenen Gesprächen entnahm ich schließlich, was vorgefallen war. Meine Mutter hatte eine tödliche Dosis von Medikamenten eingenommen und wäre sicher gestorben, wenn ihre Mutter, die damals in Klausenburg wohnte, nicht zufälligerweise zu Besuch gekommen wäre. Sie rief den Krankenwagen und meine Mutter wurde gerettet.

* * *

In Alter von elf Jahren kam ich nach Abschluss der Grundschule auf das Liceul Gheorghe Barițiu, eines der zwei großen staatlichen rumänischen Jungengymnasien der Stadt. Das rumänische Wort *liceu* entspricht dem französischen *lycée* (das l am Ende der Form *liceul* bezeichnet den Artikel) – das rumänische Bildungssystem folgte strikt dem französischen Modell. Das Gymnasium dauerte acht Jahre und nach dem vierten Jahr musste man ein „kleines Abitur“ ablegen. Wer diese Prüfung bestand, konnte für die nächsten vier Jahre zwischen zwei Möglichkeiten wählen: der naturwissenschaftlichen Richtung und der humanistischen Richtung. Am Ende des achten Jahres erfolgte mit dem Abitur eine schwere Abschlussprüfung, die wie im Französischen den Namen *bacalaureat* trug. Das Liceul Gheorghe Barițiu war in Bezug auf Aufnahmeprüfungen, Prüfungskriterien und Disziplin viel strenger als das andere Jungengymnasium. Die Disziplin wirkte nicht gerade anziehend auf mich, aber das weithin bekannte hohe Niveau (das natürlich mit einer ebenso hohen Durchfallquote einherging) schien die Nachteile des Zuchtmeistereistes aufzuwiegen. Es gab noch eine dritte Möglichkeit, nämlich eine der Universität angegliederte halbprivate Schule, wohin alle reichen Kinder gingen. Meine Eltern boten mir an, die Gebühren zu bezahlen, wenn ich diese Schule besuchen möchte, aber ich wusste, dass das für sie schwer gewesen wäre. Ich glaubte auch nicht, dass die Schule besser sei, sie war höchstens weniger streng. In dem Gymnasium, auf das ich ging, mussten wir die ganze Zeit (nicht nur in der Schule) eine Uniform tragen, und auf einen Ärmel der Uniform war eine Zahl genäht. Da die Zahl in den sieben Jahren, in denen ich die Schule besuchte, die gleiche blieb, erinnere ich mich heute noch daran: Ich

war der Schüler Nr. 173 von insgesamt etwa neunhundert. Es gab drei Parallelklassen, die ein unterschiedliches Niveau aufwiesen. Die schriftliche Aufnahmeprüfung war schwer, aber ich schaffte es, in eine der stärkeren Klassen zu kommen. Die Aufnahme ins Gymnasium änderte mein Leben beträchtlich. Der reichhaltige Lehrstoff eröffnete nicht nur den Weg zu neuem Wissen, sondern erhöhte auch mein Verantwortungsgefühl. Zum ersten Mal musste ich neue Herausforderungen bewältigen und mich unter oft schwierigen Umständen bewähren.

Obwohl ich erst elf war, betrachteten mich meine Eltern als reif für mein Alter. Ich hatte meine Reife bereits ein Jahr früher bewiesen, als ich Scharlach bekam – eine ansteckende Krankheit, die damals sechs Wochen Isolierstation bedeutete – und vor die Wahl gestellt war, ob ich zu Hause oder in einem Krankenhaus behandelt werden möchte. Meine Eltern waren bereit, alles Notwendige zu tun, um mich zu Hause behandeln zu lassen. Unser Hausarzt schickte sie aus meinem Zimmer und sagte mir, dass er mich zwar gerne zu Hause behandeln würde, dass dies aber ein Problem für meine Eltern werden könnte, da dann die Mieter mit kleinen Kindern wahrscheinlich aus Furcht vor einer Ansteckung wegziehen würden und damit die Mieteinnahmen verloren wären. Außerdem war das Krankenhaus, das zur Universitätsklinik gehörte, ein sehr gutes, das sich auf diese Art von Krankheit spezialisiert hatte. Der Arzt sagte, dass es seiner Meinung nach sowohl für mich als auch für meine Eltern besser wäre, wenn ich ins Krankenhaus ginge, und er schlug vor, ich solle meinen Eltern sagen, dass ich es so möchte. Ich nahm seinen Vorschlag an – sehr zur Erleichterung meines Vaters –, und wurde am nächsten Tag, obwohl sich meine Mutter dagegen sträubte, für sechs Wochen ins Krankenhaus geschickt. Es war ehrlich gesagt nicht ganz mein Fall, aber ich war stolz darauf, so wie ein Erwachsener eine verantwortungsvolle Entscheidung getroffen zu haben.

Dank dieses Präzedenzfalls hatte ich das volle Vertrauen meiner Eltern, als das Schuljahr begann, und sie gaben mir Geld, damit ich mir die Bücher und Lehrmaterialien kaufe, die ich brauchte. Ich musste deswegen mehrmals in Schreibwarengeschäfte und Buchhandlungen gehen und war stolz darauf, dass ich alleine gehen durfte, während die meisten meiner Klassenkameraden in Begleitung ihrer Eltern waren. Bei einem dieser Wege ging ich eine ruhige, abgelegene Straße entlang und sah dort eine kleine Ansammlung von Leuten. Ich blieb stehen, um zu beobachten, was dort los war. Eine Gruppe von ungefähr zehn Bauern hatte sich um einen jungen Mann herum versammelt, der Anfang zwanzig war. In der linken Hand hielt er ein kleines Holzbrett (wahrscheinlich der Deckel einer Zigarettschachtel), auf dem sich zwei identische Fingerhüte und eine kleine graue Kugel befanden; die Kugel hatte einen Durchmesser von vielleicht zweieinhalb oder drei Millimetern. Mit der rechten Hand bewegte der junge Mann die Fingerhüte, ohne sie richtig hochzuheben, aber so, dass er die kleine Kugel mal mit dem einen Fingerhut bedeckte, mal mit dem anderen. Die Leute um ihn herum folgten jeder seiner Handbewegungen und versuchten zu erraten, wo sich die Kugel im gegebenen Augenblick befand. Nach einigen Minuten verstand ich, dass das Spiel auf eine Art Wette hinausläuft: Zunächst vereinbarte man den Einsatz (der Hütchenspieler legte das Minimum auf zwanzig Lej fest – genauso viel wie eines meiner Schulbücher kostete), dann „deponierte“ der Mann seinen eigenen Einsatz und den seines

Gegenspielers gut sichtbar auf dem Brett. Danach bewegte der Hütchenspieler die Fingerhüte eine Weile hin und her, wobei er die Kugel mal mit dem einen Fingerhut, mal mit dem anderen bedeckte. Schließlich hielt er an und sein Gegenspieler sollte erraten, unter welchem Fingerhut sich die Kugel befindet. War die Vermutung richtig, dann hatte der Gegenspieler die Wette gewonnen; andernfalls war sein Geld verloren.

Als ich den Bewegungen der Fingerhüte folgte, schien es mir ziemlich klar zu sein, wo sich die Kugel zum gegebenen Zeitpunkt befand. Ich konnte jedoch nicht verstehen, warum es keine Interessenten für eine meiner Meinung nach so leichte Wette gab. Das machte mich misstrauisch. Ich hatte den Verdacht, dass der Mann irgendeinen unentdeckbaren Trick anwendet, um sich den Gewinn zu sichern. Andererseits, schlussfolgerte ich, müsse er jemandem gestatten, zumindest die *erste* Wette zu gewinnen, um andere zu ermutigen, ebenfalls ihr Glück zu versuchen. Ich überzeugte mich rasch davon, dass er tatsächlich so vorging; daher beschloss ich, dass es mir wohl nicht zum Schaden gereichen würde, von der Situation zu profitieren. In meiner Tasche hatte ich etwa sechzig oder siebzig Lei für Bücher und Schreibwaren. Ich nahm zwanzig Lei heraus und legte sie tapfer auf das Brett. Der Hütchenspieler setzte dagegen. Dann begann er, die Fingerhüte herum zu bewegen – genau so langsam und nachvollziehbar wie vorher, so dass ich mühelos verfolgen konnte, wo sich die Kugel befand. Das bestätigte meinen Verdacht, dass der Mann vorhatte, den ersten Spieler gewinnen zu lassen. Als er mit dem Herumgeschiebe aufhörte, fragte er mich, wo die Kugel sei. Ohne auch nur im geringsten zu zögern zeigte ich auf den Fingerhut, unter dem die Kugel meiner Meinung sein musste. Langsam hob er den Fingerhut hoch – dort war absolut nichts. „Nein“, sagte er, „die Kugel ist hier“ – und da war sie auch: unter dem anderen Fingerhut! Ich fühlte mich wie von einer Schlange gebissen.

Die Überraschung war so verheerend, dass ich den Kopf verlor. „Noch einmal!“, sagte ich und zog die nächsten zwanzig Lei aus der Tasche, obwohl mich einer der Zuschauer am Ärmel zupfte, so als ob er mich warnen wollte, weiter zu spielen. Der Hütchenspieler mit dem Brett setzte erneut dagegen und wiederholte seine vorhergehende Vorstellung. Dann hielt er an und fragte mich, wo die Kugel sei. Ich tippte auf einen der Fingerhüte; er hob ihn hoch – und wieder war nichts darunter. An dieser Stelle überschlugen sich die Ereignisse. Ich langte nach dem anderen Fingerhut und hob ihn plötzlich hoch – dort war die Kugel auch nicht. Empört über diese Täuschung begann ich zu schreien: „Schwindler! Dieb! Gib mir mein Geld zurück!“ Einige der Umstehenden waren auf meiner Seite und forderten den Mann auf, mir mein Geld zurückzugeben. Im Bruchteil einer Sekunde packte dieser seine Sachen zusammen, steckte das Geld ein und rannte in Richtung Straßende. Ich setzte ihm nach, andere folgten mir, und ich schrie die ganze Zeit „Dieb! Haltet den Dieb!“ Die Straße mündete in eine belebte Kreuzung und ich hätte den Mann wahrscheinlich aus den Augen verloren, wenn meine Schreie nicht die Besitzer des Schreibwarenladens an der Ecke aufmerksam gemacht hätten: drei junge Brüder, die mich am Tag zuvor kennengelernt hatten, als ich bei ihnen Schreibmaterial einkaufte. Sie schnappten den Betrüger, verprügelten ihn, nahmen ihm das Geld weg und jagten ihn mit der Warnung fort, nie wieder in das Stadtviertel zurückzukommen. Ich bekam mein Geld zurück und vergaß den Vorfall nie wieder.

Die Fächer, die ich in der Schule am liebsten hatte, waren Mathematik, Französisch, Latein, Alte Geschichte und Geographie. Botanik und Zoologie mochte ich nicht, aber im dritten Jahr hatten wir Physik, die sofort mein Lieblingsfach wurde und es zusammen mit Mathematik bis zum Schulabschluss blieb. Das zeitraubendste Fach war Rumänisch, aber es wurde in einer so engstirnigen und beleidigend nationalistischen Weise unterrichtet, dass ich jede Minute davon verabscheute. Es sei daran erinnert, dass es sich um die Jahre 1933–1935 handelte, die Zeit, in der Hitler in Deutschland an die Macht kam und sich der Faschismus in ganz Mittel- und Osteuropa ausbreitete.

Hier ist ein Vorfall, der sich irgendwann 1933 oder 1934 in meiner Heimatstadt abspielte und die damalige Stimmung widerspiegelt – ich kann mich gut daran erinnern. Ein Jude namens Mór (Moritz) Tischler, Eigentümer mehrerer großer Wälder, ging vor Gericht, um auf Entschädigung gegen seine Nachbarn zu klagen, eine Gruppe von Bergbauern, die eine riesige Anzahl von Bäumen aus seinem Besitz gestohlen hatten; sie hatten die Bäume einfach gefällt und abtransportiert. Der Prozess erregte ein beträchtliches öffentliches Aufsehen, denn die Eisengarde (Garda de Fier), die Rumänische Naziartei, hatte eine große Gefolgschaft unter den Bergbauern, die den Diebstahl begingen. Die pronazistische Presse beschrieb das Ereignis als Prozess des reichen, habgierigen Juden gegen die armen und ausgebeuteten rumänischen Bauern. An dem Tag, an dem Tischler als Zeuge gerufen war, erschoss ihn ein Hauptmann der Eisengarde im Gerichtssaal. Ein Teil der Presse zeigte sich durch den Mord geschockt, aber ein anderer Teil feierte den Hauptmann als Volkshelden. Der Mörder spazierte aus dem Gerichtssaal, ohne sich jemals für seine Tat verantworten zu müssen – zwar wurden einige Verfahren gegen ihn eingeleitet, aber es kam nie zu einer Verhandlung.

Das Gymnasium und seine Lehrer waren ein Spiegelbild der deutlich geteilten allgemeinen politischen Stimmung des Landes. Die Lehrer für rumänische Sprache und Literatur standen irgendwie immer auf der rechten Seite des politischen Spektrums, ließen sich meistens von einem engstirnigen, aggressiven Nationalismus und von Vorurteilen gegen „Fremde“ – das heißt, Ungarn und Juden – leiten.

Ich erinnere mich an die Namen aller meiner Gymnasiallehrer. Den größten Respekt hatte ich vor dem Französischlehrer Voiculescu. Er war ein starker Befürworter des Gedankens der Aufklärung. Mit seiner Hilfe kam ich dazu, in den Werken von Rousseau und Voltaire zu lesen. Ich lernte den Stadtplan von Paris buchstäblich auswendig. Ich wusste, wo alle bedeutenden Denkmäler standen und wie sie aussahen. Inmitten der zunehmend antisemitischen und nationalistischen politischen Atmosphäre schwoll mir die Brust vor Begeisterung über die Idee von „*égalité, liberté, fraternité*.“ Ich wusste fast nichts über Weltpolitik – und hatte in diesem Alter auch kein besonderes Interesse daran, aber als ich 1935 erfuhr, dass ein Jude (der Sozialist Léon Blum) Premierminister Frankreichs wurde, war ich überglücklich, dass so etwas geschehen konnte. Die Ideen der Französischen Aufklärung trugen auch dazu bei, meiner frühen Opposition gegen die Religion eine feste Form zu geben. Ich erinnere mich deutlich daran, wie tief mich Voltaires Worte „*Si Dieu n’existait pas, il faudrait l’inventer*“ („Wenn Gott nicht existierte, müsste man ihn erfinden“) berührten. Zwar machte ich Mathematik und später Physik sehr gerne,

der stärkste charakterbildende Einfluss kam jedoch von den Fächern Französisch, Latein und Alte Geschichte, in denen ich einen Einblick in die klassische Literatur und Philosophie bekam. Ich war von Anfang an gut im Gymnasium und beendete das erste Jahr als Klassenbester. Im darauf folgenden Jahr stand ich an zweiter Stelle und im dritten Jahr war ich wieder Klassenbester und hatte das beste Zeugnis der ganzen Schule. Das war 1935, und es war ungewöhnlich für jemanden mit einem Namen wie Egon Blatt so etwas zu schaffen. Das gelang mir, ohne als Streber dazustehen und ohne in den vielen disziplinarischen Zusammenstößen, die sich zwischen der Klasse und den strengeren Lehrern zusammenbrauten, den Klassenzusammenhalt zu gefährden. Damit erwarb ich mir den Respekt meiner Klassenkameraden, einschließlich derjenigen, die keine Juden mochten.

Im Sommer des Jahres 1935 begann ich, Geld zu verdienen, indem ich meinen Klassenkameraden und anderen Schülern Nachhilfeunterricht erteilte – eine Nebentätigkeit, die ich während meiner gesamten Gymnasialzeit ausübte. Mein erster Nachhilfeschüler war ein Mitschüler, der in Französisch durchgefallen war und die Nachprüfung im Herbst bestehen musste oder andernfalls sitzenbleiben würde. Ich gab ihm den ganzen Sommer über Nachhilfestunden und im Herbst bestand er seine Prüfung mühelos. Mit dem nächsten Nachhilfeschüler, meinem Klassenkameraden Otto, war ich weniger erfolgreich. Ich unterrichtete ihn etwa drei Jahre lang in allen Fächern. Zwar war er weder intelligent noch fleißig, und zu allem Überfluss war er auch noch Jude. Dennoch schafften Otto und ich es irgendwie, dass er alle Fächer bestand; aber es gab einen Vorfall, der mir ziemlich peinlich war. Otto tat sich in keinem Fach hervor, aber in Mathematik war er besonders schwach. Unser Mathelehrer in der vierten Klasse des Gymnasiums hieß Sverca. Er war ein ungewöhnlich begeisterter und begabter Pädagoge, der alles tat, um den Lehrstoff jedem verständlich zu machen. Eines Tages, nach wiederholten aber vergeblichen Versuchen, Otto an der Tafel an die Lösung einer Aufgabe heranzuführen, platzte Sverca einmal der Kragen: „Jesus, hier ist etwas, das ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen habe – ein dummer Jude!“ Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass Otto deswegen zutiefst demoralisiert war. Ich musste hart arbeiten, um ihn zu überzeugen, dass man in Mathematik schlecht sein kann, ohne dumm zu sein.

Die Bücher, die ich zum Privatvergnügen las, formten mich in entscheidender Weise. Ich habe das vollständig meiner Mutter zu verdanken. Im Alter von etwa zehn Jahren war ich ein eifriger Leser einer bekannten Serie von kurzen Abenteuergeschichten, die jede Woche in einer Broschüre von fünfzehn bis zwanzig Seiten erschienen. Ich hatte nicht das Bedürfnis, irgendetwas Längeres oder weniger Aufregendes zu lesen. Meine Mutter unternahm mehrere erfolglose Versuche, mich zu einer anderen Lektüre zu überreden; schließlich verfiel sie auf die Strategie, in der Bibliothek eine Menge Bücher zu entleihen und diese zu Hause in unseren Zimmern herumliegen zu lassen. Ich begann, Karl May zu lesen, und für eine Weile verliebte ich mich in seine Romane. Ähnlich wie James Fenimore Cooper verfasste er Wildwestromane, machte aber seine Sache viel besser. Ich identifizierte mich bald mit Mays Hauptfigur Old Shatterhand, dem edelmütigen und unbeugsamen Kämpfer, der selbst in den gefährlichsten und scheinbar aussichtslosen Situationen nicht in Panik gerät – ein Mann, auf den seine Freunde immer zählen konnten und der